

# „Der Bergmann war immer von Signalen umgeben!“

## Das akustische Denkmal von Dortmund Eving

UTA C. SCHMIDT

### Überblick

Das akustische Denkmal in Dortmund-Eving besteht aus einer originalen Signal-Anlage aus dem Bergbau. Kirchenglockengleich richtet sie nun viermal täglich in einer für den Produktionsablauf über Jahrhunderte bestimmenden Schlagfolge das Leben um die „Neue Mitte Eving“ neu aus. Zu dem Zeitpunkt, als nicht nur Arbeitsplatz und Milieu, sondern durch die raumplanerische Neuordnung des ehemaligen Zechengeländes *Minister Stein* auch der bekannte Raum mit seinen Bezugsachsen und Haltepunkten endgültig zu verschwinden drohte, entstand bei ehemaligen Bergleuten die Idee dieses spezifischen öffentlichen Erinnerungsortes: Er sollte durch einen Klang, der sich nur in *Zeit und Raum* entfalten kann, Raum für Erinnerung besetzen. Die Geschichte dieses Denkmals berührt auf vielfältige Weise Fragen nach der Aneignung und Bedeutung technischer Artefakte: In einem technikgeschichtlichen Blick geht es um die Apparatur der Tonerzeugung im Kontext technischer Produktionsabläufe; in einem kulturgeschichtlichen Blick geht es um die Erinnerungsdimensionen des Akustischen; in einem politischen Blick geht es um symbolische Ordnung und schichtenspezifische Gefühlskulturen, die mit dem Wandel der Klangsphären neu formiert werden; in einem sozialgeschichtlichen Blick geht es um das Milieu der Tonaneignung und seine Transformation in Zeiten gesellschaftlichen Strukturwandels.

### Abstract

In 1987 the last coal-mine had been closed in Dortmund-Eving. More than 700 hundred years of coal-mining in Dortmund had ended. When jobs and social experiences changed, demolition and urban planning advanced, some former coal-miners pushed the idea of a monument, which should enable historical orientation for the postindustrial era. They installed an authentic signal-annunciator, which had been significant both for the production flow of collieries and the everyday life of the miners. They created an unique acoustic monument, characterized by a specific signal-sound. Like a church bell this sound tries now to structure urbanity in a district, which is looking for new perspectives. This article covers technological aspects as well as social of class interests, urbanity and economical transformation. In a cultural turn it focuses on the historicity of emotion and perception.



Abb. 1: Das akustische Denkmal in Dortmund Eving. Foto: Evinger Geschichts- und Kulturverein.

„Jahre nach der Zechenstilllegung“<sup>1</sup> – zu einem Zeitpunkt, als im Zuge des sozio-ökonomischen Strukturwandels des Ruhrgebiets die einstmals gewaltige Produktionsstätte bis auf einige denkmalgeschützte Überreste „plattgemacht war“, kam ehemaligen Bergleuten der Dortmunder Zeche *Minister Stein* die Idee, ein akustisches Denkmal zu schaffen. Es basiert als Sachüberlieferung auf einer originalen Signalanlage, die den Arbeitsalltag des Bergmanns bestimmte. Am 31. Januar 2003 wurde unter Anteilnahme der örtlichen Presse in Dortmund-Evings „Neuer Mitte“ erstmalig und einmalig ein akustisches Denkmal eingeweiht. Am 28. November 2003 wurde es in einem erneuten Festakt durch eine Hinweistafel ergänzt.<sup>2</sup>

Den Klang der Signalglocke (als Denkmal und im Förderbetrieb) sowie einen kurzen Auszug aus dem Interview mit Ulrich Kneisel können Sie als MP3-Audiodateien im Internet herunterladen und mit Ihrer Audiosoftware (z.B. Windows Mediaplayer) oder einem MP3-Player abspielen: [www.edition-sigma.de/TG/H2\\_05/](http://www.edition-sigma.de/TG/H2_05/).

- 1 Ulrich Kneisel am 26.6.2003 im Interview mit der Verfasserin, Dortmund-Eving. Ich danke an dieser Stelle den Mitgliedern der Grubenwehrkameradschaft *Minister Stein* und des Evinger Kultur- und Geschichtsvereins, vor allem Herrn Ulrich Kneisel, herzlichst für die Unterstützung und Hilfe.
- 2 Am 18. September 2004 wurde die Initiative in einem feierlichen Festakt auf der Henrichshütte Hattingen im Rahmen des 5. Geschichtswettbewerbs „Eile und Weile“ des „Forums Geschichtskultur an Ruhr und Emscher“ mit einem Preis in der Rubrik „Historisch Interessierte“ ausgezeichnet.



Abb. 2: Einweihung am 31. Januar 2003 zusammen mit Mitgliedern der Grubenwehrekameradschaft, des Knappenvereins, des City-Marketings und des Evinger Geschichts- und Kulturvereins. Foto: Evinger Geschichts- und Kulturverein.

### Das Schachtsignal im Produktionsablauf

„Und Jahre – ja, Jahre nach der Zechenstilllegung kam aus der Grubenwehr-Kameradschaft, die so allerlei Dinge aus dem Bergbau sammelte und im Vereinsheim zur Dekoration ausstellte, die Idee, mal so ein Schachtsignal in Betrieb zu nehmen.“<sup>3</sup> Ulrich Kneisel, Jahrgang 1938, von seinem 20. bis zum 51. Lebensjahr an als Elektriker – bei Stilllegung der Zeche als Reviersteiger im Elektrobetrieb untertage – tätig, wurde beauftragt, die Idee technisch umzusetzen.

Der Bergbau hat zusammen mit der Stahl- und der dafür notwendigen Verhüttungsindustrie im 19. und 20. Jahrhundert maßgeblich das Gesicht des Ruhrgebiets und die heutigen Vorstellungen vom Ruhrgebiet geprägt.<sup>4</sup>

3 Ulrich Kneisel im Interview.

4 Zur Geschichte der Bergarbeiterschaft und des Ruhrgebiets: Reulecke, Jürgen (Hg.): Arbeiterbewegung an Rhein und Ruhr. Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Rheinland-Westfalen, Wuppertal 1974; Tenfelde, Klaus: Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhunderts, Bonn 1982; Niethammer, Lutz (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 1, Berlin, Bonn 1983; Ders. (Hg.): „Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schiefgegangen ist“. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 2, Berlin, Bonn 1983; Brüggemeier, Franz-Josef u. Ulrich Borsdorf: Zweihundert Jahre Ruhrgebiet, in: Feuer & Flamme: 200 Jahre Ruhrgebiet; eine Ausstellung im Gasometer, Oberhausen, Essen 1994, S. 17-29; Chronik Ruhrgebiet, 2. Aufl., Gütersloh, München 1997.



Abb. 3: Am 28. November 2003 wurde das Denkmal in einem erneuten Festakt durch eine Hinweistafel ergänzt. Zu sehen sind Mitglieder des Knappenvereins. Foto: Evinger Geschichts- und Kulturverein.

Hunderttausende waren zu Spitzenzeiten direkt oder indirekt mit dem Bergbau in Dortmund verbunden und erlebten Höhepunkte und Krisen. 1871 begannen die Abteufarbeiten für den ersten Schacht des Bergwerks *Minister Stein*, 1875 förderte die Zeche erstmals mit 90 Mann Belegschaft 740 t Kohle.<sup>5</sup> Der Zechenname erinnerte an den Reichsfreiherrn Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein (1757-1831), der nicht nur Reformen im Regierungssystem, Behördenwesen, in der Sozialstruktur, in der Kommunalverfassung, im Militär und im öffentlichen Bildungswesen durchsetzte, sondern als erster Leiter der staatlichen Bergbauverwaltung in den preußischen Westprovinzen auch im Bergwesen entscheidende Impulse setzte: so regte er zum Beispiel an, im westfälischen Bergbau „Feuermaschinen“, d.h. Dampfmaschinen einzusetzen.<sup>6</sup>

Die höchste Jahresförderung mit 3.668.790 t erfolgte auf *Minister Stein*, seit 1881 mit *Fürst Hardenberg* konsolidiert, im Kriegsjahr 1941. Im Wirtschaftswunderjahr 1957 verzeichnete *Minister Stein* mit rund 8.500

5 Vgl. Cramm, Tilo (Bearb.): *Minister Stein, Fürst Hardenberg: die Geschichte des letzten Dortmunder Bergwerks*, hg. im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Westfälisches Industriemuseum, Teil I: 1855-1918, Essen 1990, S. 15f.

6 Vgl. Killy, Walter u. Vierhaus, Rudolf (Hg.): *Deutsche Biographische Enzyklopädie*, Bd. 9, München 1998, S. 478f.

Männern und Frauen die stärkste Belegschaft. Das Ruhrgebiet war „die wirtschaftliche Schlüsselregion des westlichen Deutschland schlechthin“, und die Produktionszahlen in der Eisen- und Stahlindustrie geronnen zu Symbolen des Wiederaufbaus nach der Währungsreform.<sup>7</sup> Bei der Zechenschließung 1987 gab es noch 2.036 Arbeiter und Angestellte.<sup>8</sup> Nach 116 Betriebsjahren wurde am 31. März 1987 mit *Minister Stein* die letzte Dortmunder Zeche stillgelegt. 700 Jahre Kohlenabbau in Dortmund waren damit zu Ende. Der letzte Koks wurde auf der Kokerei *Minister Stein* am 30. September 1987 „gedrückt“. Die Stadtteile Eving, Brechten und Lindenhurst verloren ihre Lebensader.

Zusammen mit den Füllorten unter Tage und der Hängebank über Tage bestand die Kohleförderung aus einer Vielzahl von minutiös aufeinander abgestimmten Arbeitsvorgängen. Der Verständigung dienten verschiedene Signaleinrichtungen wie Signalglocken, elektrische Signaltafeln und Telefone. Die fest vorgeschriebenen Signalzeichen waren auf Anschlagtafeln an den Arbeitsplätzen (im Fördermaschinenhaus, an der Hängebank und an den



Abb. 4: Nach dem Ende der Förderung begann der Abriss. Rund um „Schacht 4“, hier noch mit der ehemaligen Hängebank, kamen Abrissbirnen und Bagger zum Einsatz. Foto: Klaus-Peter Wolter-Veith.

- 7 Petzina, Dietmar: Wirtschaft und Arbeit im Ruhrgebiet 1945 bis 1985, in: Köllmann, Wolfgang (Hg.): Das Ruhrgebiet im Industriezeitalter, Bd. 1, Düsseldorf 1990, S. 491-576, hier S. 506.
- 8 Zahlen nach Cramm, Tilo (Bearb.): Minister Stein, Fürst Hardenberg: die Geschichte des letzten Dortmunder Bergwerks, hg. im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Westfälisches Industriemuseum, Teil II: 1918-1987, Essen 1993, Anhang, S. 231f. - Förderung und Leistung, S. 233f., Belegschaft.

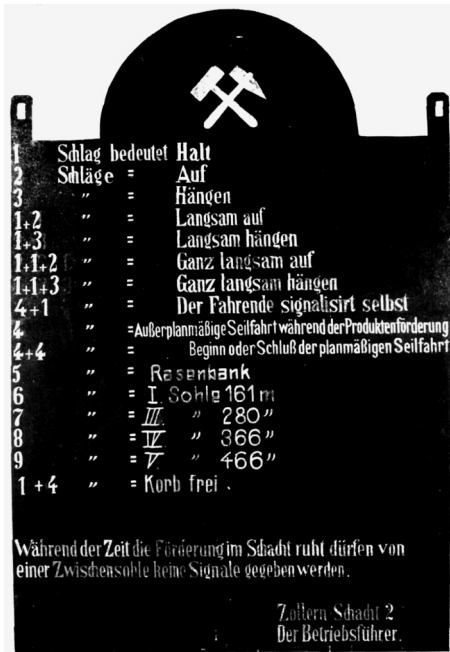


Abb. 5: Anschlagtafel der Zeche Zollern, Schacht II, aus: Telsemeyer, Ingrid u. Norbert Tempel: Die Fördergerüste der Zeche Zollern II/IV, Dortmund 1988, S. 14.

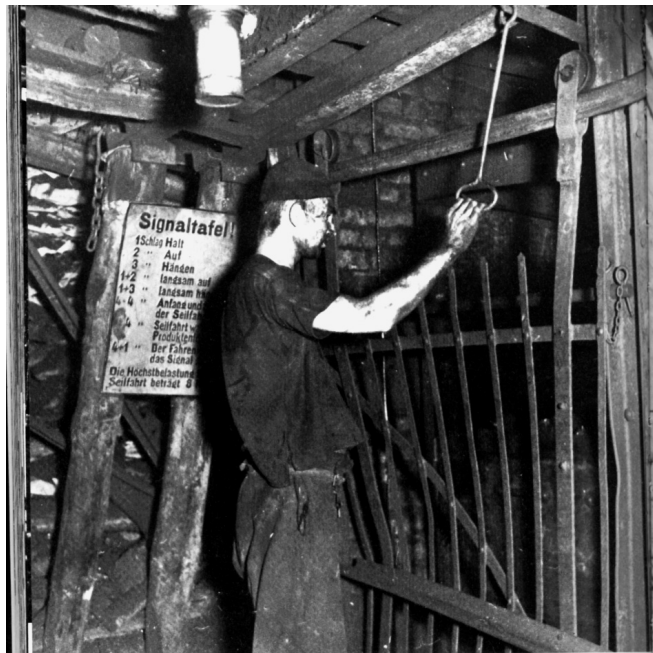
einzelnen Sohlenanschlügen) ausgehängt.<sup>9</sup> Auch in der „Bergverordnung für Hauptseilfahrtsanlagen“, in den „Bergpolizeiverordnungen für die Seilfahrt“ und in dem für jede Seilfahrtanlage zu führenden „Seilfahrtbuch“ wurden sie für Generationen hinweg festgeschrieben. In den Verordnungswerken wurden unter den §§ 71-77 auch Anforderungen für das Bedienungspersonal von Fördermaschine und Anschläger kodifiziert. Es durften nur geistig und körperlich geeignete Männer von 21 bzw. 25 Jahren beschäftigt werden, die sich bereits im Schachtförderbetrieb als zuverlässig und erfahren bewiesen hatten, ein Zeichen für die besondere Bedeutung dieser Funktionen im Schachtförderbetrieb.<sup>10</sup> Durch falsche Signalgebung oder -wahrnehmung konnte es immer wieder zu schweren Arbeitsunfällen kommen.<sup>11</sup>

- 9 Vgl. Telsemeyer, Ingrid u. Norbert Tempel: Die Schachtfördereinrichtungen der Zeche Zollern II/IV, in: dies. (Hg.): Die Fördergerüste der Zeche Zollern II/IV, Dortmund 1988, S. 13.
- 10 Vgl. exemplarisch die Bergpolizeiverordnung für die Seilfahrt im Verwaltungsbezirk des Preußischen Oberbergamtes zu Dortmund vom 21. Juli 1927/ 23. Dezember 1936, Berlin 1937, S. 46-48, S. 51-54, V 605, Archiv des Deutschen Bergbau-Museums Bochum, hier unter V 621 auch exemplarisch ein Seilfahrtbuch für die Hauptseilfahrt, Signale unter „E“.
- 11 „Dortmund, 30. Januar. Durch falsche Signalgebung wurden vorgestern auf Zeche ‚Glückauf Tiefbau‘ mehrere Bergleute verletzt. Nach dem gegebenen Signale mußte der Maschinist glauben, dass sich auf dem Förderkorbe keine Leute befanden, während fünf Arbeiter einfahren wollten. Diese wurden nun mit voller Wucht auf die untere Sohle gesetzt und erhielten mehrere erhebliche Verletzungen. Zwei wurden in das Krankenhaus gebracht.“ Dortmunder Zeitung, 30. Januar 1878.

Bernhard Peters, Anschläger unter Tage, erinnerte sich: „Wir haben die Signale zu Tage gegeben am Schacht, und vom Tage gehen sie zur Fördermaschine. Weil ja, wenn ein Korb unten war, war der andere ja oben, der wurde ja gleichzeitig bedient. Unten und oben. Und wenn ich dann fertig war, habe ich mein Signal gegeben ... Manchmal war der am Tage auch eher fertig, dann mußte er aber warten, bis ich da unten fertig war. Wenn beide fertig waren, das zeigte genau in der Maschinenhalle an, dann ging da eine Schelle. Aber in ganz schöner Stärke. Auch wohl in dem Zusammenhang, dass da nicht mehr gewartet werden mußte, sondern schnell jetzt abfahren. So ein bisschen Druck. Sobald es schellte, ruck, weg war er schon. Da war manchmal ein Betrieb ...“<sup>12</sup>

Die Signale bestimmten den Arbeitsrhythmus. Die Tonfolge des Schachtsignals schrieb sich im Zusammenspiel mit den mechanischen Arbeitsabläufen körperlich ein: „Die Aufschiebevorrichtung hat die Wagen bis auf den Korb gebracht. Und das musste man so *im Gefühl* haben. Das hatte ich. Hier hatte ich vier so Hebel, zwei für diesen Korb, zwei für den anderen Korb, um die Aufschiebevorrichtung zu bedienen ... Aber das ging alles blitzschnell. Die Klappe rein und dann setzte der schon wieder um ... die Aufschiebevorrichtung, die ging automatisch zurück, wenn man den Hebel loslässt, aber in dem Moment, wo man das Signal gegeben hatte, hat man schon wieder den

Abb. 6: Anschläger am Blindschacht.  
Foto: Deutsches Bergbau-Museum Bochum, nach: Unverfehrt, Gabriele u. Evelyn Kroker: Der Arbeitsplatz des Bergmanns in historischen Bildern und Dokumenten, hg. v. Deutschem Bergbau-Museum Bochum, Bochum 1990, S. 146.



12 Bernhard Peters geb. 1918, seit 1932 auf Zeche Zollern 2/4, Interview, in: Telsemeyer/Tempel, Die Fördergerüste der Zeche Zollern (wie Anm. 9), S. 15.

Fußhebel bedient, dass die nächsten zwei Wagen frei wurden, die dann auf den nächsten Satz wieder rollten ... das ist alles im Stehen geschehen“.<sup>13</sup>

### **Montan-industrielle Modellierung des akustischen Wahrnehmungssinns**

„Dieses Signal, das begleitete den Bergmann ja sein ganzes Leben. Wenn ich morgens zur Zeche kam, hörte ich schon das Signal. Der Schacht überragt ja alles. Jeder Bergmann hörte das Signal. Das war nicht unangenehm. Das hörte man einfach ... wenn der Bergmann anfuhr, wenn er rausfuhr, wenn er zur Zeche kam, wenn er sich in der Kaue umgezogen hat – die Kauen waren ja ganz in der Nähe des Schachtes ...“.<sup>14</sup>

Die Bedeutung, die Tönen und Geräuschen individuell für Erinnerung zugeschrieben werden, erklärt sich anthropologisch wie historisch. Das Ohr sei ontogenetisch und phylogenetisch das älteste Organ des Menschen, phylogenetisch gehe das Ohr sogar der Entstehung des Nervensystems voraus, entwickelte der französische Hals-Nasen-Ohren-Arzt Alfred Tomatis. Er sieht das Hören als zentralen Impuls, um aufrecht zu gehen, sich voranzubewegen und sprechen zu lernen.<sup>15</sup> Die Forschung weist aus, dass die embryonale Entwicklung des Ohres bereits am 22. Tag nach der Befruchtung beginnt. Nach vier bis fünf Monaten, einige Forscher sagen sechs, ist das Gehör mit Innen-, Mittel- und Außenohr vollständig ausgebildet und voll funktionsfähig.<sup>16</sup>

Mit dieser Ausstattung nahm der Urmensch als Hörender feinsinnig Zeichen bei niedrigem Schallpegel aus der Umwelt auf, die sich als Freund, Feind, Gefahr oder Nahrung interpretieren ließen.<sup>17</sup> Nach Hans-Peter Zenner ist es dem Menschen vorbehalten, sein Menschsein mit Hilfe hörbarer Zeichen auszudrücken: Hören als Tor zur Sprache und damit Eintrittspforte zum Geist. Das Hören erlaubt uns Teilnahme und Kommunikation nicht einfach mit einem Gegenstand oder Raum, sondern mit dem humanen Sein.<sup>18</sup> In historischen Gesellschaften, in denen die Schrift eine nur sekundäre Rolle spielte, dominierten Ohren und Augen, Gestik, Mimik, Habitus die Kommunikation von Angesicht zu Angesicht.<sup>19</sup>

13 Bernhard Peters, Interview, in: Telsemeyer/Tempel, Die Fördergerüste der Zeche Zollern (wie Anm. 9), S. 27. Hervorhebung v. d. Verf.

14 Ulrich Kneisel im Interview.

15 Vgl. Tomatis, Alfred: Der Klang des Universums. Vielfalt und Magie der Töne, Düsseldorf, Zürich 1997, S. 207-234.

16 Vgl. Karst, Karl: Geschichte des Ohres, in: Welt auf tönernen Füßen. Die Töne und das Hören, hg. v. d. Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH, Göttingen 1994, S. 45-57, hier S. 50; vgl. auch: Berendt, Joachim-Ernst: Das Dritte Ohr. Vom Hören der Welt, Reinbek bei Hamburg 1988.

17 Vgl. Zenner, Hans-Peter: Töne aus dem Ohr: der kleine Mann, der Motor und die Dezibel, in: Vogel, Thomas (Hg.): Über das Hören. Einem Phänomen auf der Spur, Tübingen 1998, S. 113-121, hier S. 114.

18 Ebd., S. 115.

19 Vgl. Wenzel, Horst: Hören und Sehen. Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter, München 1995.

Zu den körperlichen, sensorischen Gedächtnisstützen gehörte in der antiken wie germanischen Tradition das Zupfen der Ohren oder der Schlag auf die Ohren, weil das Ohr grundsätzlich als Aufnahmeorgan für das Gedächtnis und als Tor zu Emotionen angesehen wurde. Der Schlag intendierte in diesem Sinne eine Intensivierung der akustischen Aneignung.<sup>20</sup>

Bereits diese kurzen Hinweise mögen genügen, um zu zeigen, dass sich das Vermögen und die Bedeutung des akustischen Wahrnehmungssinns in Interdependenz zur gesamten gesellschaftlichen Figuration entwickelt. Er ist prozessual, eine Praxis, die kognitive und affektive als auch sinnlich-dingliche Dimensionen beinhaltet: „Jedes seiner menschlichen Verhältnisse zur Welt, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, Denken, Anschauen, Empfinden, Wollen, Tätigsein, Lieben, kurz alle Organe seiner Individualität, wie die Organe, welche unmittelbar in ihrer Form als gemeinschaftliche Organe sind in ihrem gegenständlichen Verhalten oder in ihrem Verhalten zum Gegenstand die Aneignung desselben, die Aneignung der menschlichen Wirklichkeit, ihr Verhalten zum Gegenstand ist die Bestätigung der menschlichen Wirklichkeit.“<sup>21</sup>

Folgt man der Marxschen Konzeption von „Aneignung“, so gilt der Hörsinn – wie die anderen Sinne – und seine Gerichtetheit auf das Akustische nicht mehr als gleichsam natürliche Ausstattung des Menschen, als Garant einer gleichbleibenden, selbstverständlichen, allgemein-menschlichen Erfahrung, sondern als historisch geformtes Vermögen, als spezifisches Sensorium, über das vermittelt der Mensch sich und die Welt zu eigen macht.

Die Industrialisierung veränderte in zuvor nicht vorstellbarer Weise dieses Sensorium.<sup>22</sup> Die Grundstimmung der vorindustriellen westfälischen Landgemeinden und verschlafenen Ackerbürgerstädtchen transformierte sich unter dem Druck neuer Energie- und Werkstoffgewinnung, der unbarmherzigen Präzisionen neuer Produktionstechnik, der grenzenlosen Expansion der Verkehrswege und dem schier unendlichen Zufluss neuer Arbeitskräfte zur schwerindustriellen „Lo-Fi-Lautsphäre“. Mit dieser Terminologie bezeichnet der Komponist, Hörspielautor und Kommunikationswissenschaftler Murray Schafer Lautsphären, in denen die einzelnen akustischen Signale sich in einer überdichten Lautanhäufung verdunkeln. Der klare Laut wird vom Breitbandgeräusch verdeckt. Die Perspektive geht verloren, es gibt keine Entfernung mehr, nur Gegenwart.<sup>23</sup> Deshalb entspricht die Bedeutung, die dem Klang im Verstummen der montan-industriellen Lautsphäre zuge-

20 Wenzel, Horst: Die Empfängnis durch das Ohr, in: Vogel (wie Anm. 17), S. 159-179, hier S. 161f.

21 Marx, Karl: Nationalökonomie und Philosophie, in: ders.: Die Frühschriften, hg. v. Siegfried Landshut, Stuttgart 1953, S. 225-316, hier S. 240, Hervorhebung v. d. V.

22 Vgl. Schafer, Murray: Klang und Krach. Eine Kulturgeschichte des Hörens, Frankfurt 1988, S. 97-114.

23 Ebd., S. 59.

schrieben wird, auch der strukturellen Prägnanz des Akustischen im Prozess der Industriellen Revolution selber, die die Lautsphären gänzlich umwandelte.

Eine Annäherung an die Geräuschkulisse und die Signalsprache untertage gab Gustav Koepper 1913: „Aber treten wir ein und bereiten uns vor, in die Tiefe hinunterzufahren. Nicht ohne Herzklopfen betritt der Neuling diese Räume, die mit einem feuchten Dunst von Teer und Schmiermitteln erfüllt sind; die Dampfpfeiffen summen, die gewaltigen Maschinen arbeiten mit schweren Stampfen, und auf den Schienengleisen im oberen Schachtturm rollen die leeren und gefüllten Kohlenwagen hin und her – ein betäubender Lärm schlägt uns entgegen, der unseren zart besaiteten und schwachnervigen Großstadtmenschen unfehlbar in hysterische Krämpfe werfen müsste ... Das Getöse wird stärker ... Wir kriechen in das unterste Verlies des Korbes, der inzwischen gänzlich seiner Fracht entledigt wurde, der Mann am Signalapparat gibt ein Zeichen nach der Maschine hin, dass es laut in den Gängen wiederhallt“.<sup>24</sup> Bei Koepper wird die Historizität von Sensibilitäten deutlich als schichtenspezifische Formierung von Toleranzschwellen – „schwachnervige Großstadtmenschen“ – gegenüber Lauten und Geräuschen und an der Entwicklung eines Einschätzungssystems – hier „Hysterie“ – auf dem Gebiet des Auditiven.

Die montan-industriellen Produktionsstätten orchestrierten den schweren Klang von Arbeit und Leben. Der Himmel über der Ruhr war nicht nur schwarz wegen Flugasche, Rauch und Kohlestaub, sondern auch, weil sich die vielstimmigen akustischen Signale in einer überdichten Lautanhäufung verdunkelten.

### **Das Schachtsignal als Erinnerungsort**

Der Begriff des „akustischen Denkmals“ stammt eigenschöpferisch aus der Evinger Bergmanns-Runde. Mit dem Terminus „Denkmal“ markierten die beteiligten Mitglieder der Grubenwehrkameradschaft *Minister Stein* und des Evinger Geschichts- und Kulturvereins unmissverständlich die politische Funktion ihrer Unternehmung: Galten Denkmalsetzungen doch Fürstengeschlechtern, bürgerlichen Vereinen, zivilgesellschaftlichen Initiativen wie auch der Arbeiterbewegung als Medium, Hoheitszeichen zu inszenieren und für Zeitgenossen wie zukünftige Generationen zu tradieren.<sup>25</sup> In diesem Sinne ist das akustische Denkmal in Dortmund-Eving Ausdruck bergmännischer Traditionspflege und behauptet im Untergang eines Berufsstandes trotzig Selbstbewusstsein beim Kampf um Deutungsmacht und Erinnerungskultur.

24 Koepper, Gustav (Hg.): In Schacht und Hütte. Die Industrie des Ruhrkohlen-Bezirks und benachbarter Gebiete, Reutlingen 1913, S. 51ff.

25 Vgl. Mittig, Hans-Ernst: Das Denkmal, in: Busch, Werner (Hg.): Funkkolleg Kunst, Band II, München 1987, S. 532-558.

Es artikuliert das Bedürfnis nach einer eigenen Beziehung zur Vergangenheit und nach der Positionierung ihrer symbolischen Prägekraft.<sup>26</sup>

Bereits im Alten Testament – hier genauer im 5. Buch Mose, dem „Deuteronomium“ – sind die Grundformen kollektiver Erinnerungsarbeit für die jüdisch-christliche Tradition kodifiziert. Erinnerungspraktiken wie die Aufzeichnung derselben waren notwendig geworden, weil das Land, in das Israel damals zog, völlig andere Lebensumstände bot, als die, die das Volk bisher gewohnt war. Das Ende einer vierzigjährigen Wanderschaft stand bevor. Das Volk Israel befand sich auf der Grenze zu etwas Neuem. Vierzig Jahre bedeutet aber auch das nahende Ende einer Generation von Zeitzeugen. Wenn jedoch eine Erinnerung angesichts des grundlegenden Wandels der sozialen wie räumlichen Rahmenbedingungen nicht verloren gehen soll, dann muss sie aus der biographischen in kulturelle Erinnerung überführt werden. Dies geschieht seit alters her mittels kollektiver Erinnerungstechniken wie Denkmalsetzungen. Im Alten Testament sind acht Formen genannt, die man auch heute in der Arbeit des Evinger Geschichts- und Kulturvereins in Mischformen wiederfinden kann: 1) Bewusstmachung, hier die Geschichtsarbeit; 2) Erziehung, hier die Weitergabe an folgende Generationen durch Erzählung, Kommunikation mit Schulklassen; 3) Sichtbarmachung, Denkzeichen auf Stirn und Hand – als „Denkzeichen“ könnte auch das akustische Denkmal angesprochen werden; 4) Inschrift auf Türpfosten, Markierung des Eigenen; 5) Speicherung und Veröffentlichung, Inschrift auf gekalkten Steinen – hier die Anbringung der Tafel als Bestandteil des akustischen Denkmals; 6) Feste; 7) Mündliche Überlieferung in Form von Lied, Gedicht, Geschichte – hier vor allem bergmännisches Liedgut;<sup>27</sup> 8) Kanonisierung der Geschichtsschreibung – hier die Publikationen des Geschichtsvereins.<sup>28</sup>

In Eving entschied man sich, eine im Bergbau verwendete Signalglocke der Firma Siemens und Halske mit einem funkgesteuerten Zeitschaltmechanismus zu versehen, wie er für Kirchturmglöcken üblich ist. Die Tonfolge, die der Geschichts- und Kulturverein von der Signalglocke als Erinnerungszeichen setzte, ist zutiefst symbolträchtig: Vier plus vier Glockenschläge signalisieren Beginn oder Schluss der planmäßigen Seilfahrt: „Die Signale waren denn – also erst mal Anfang der Seilfahrt: Zweimal vier Schlag, das hieß für den Maschinisten also: Seilfahrt beginnt. Am Ende der Seilfahrt wieder zweimal vier, und dann hat der auch seine Apparaturen an der Ma-

26 Vgl. Nora, Pierre: Nachwort, in: François, Étienne u. Hagen Schulte: Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 3, München 2001, S. 680-686, hier S. 680.

27 Vgl. exemplarisch Glückauf! Die schönsten und beliebtesten Bergmannslieder, Styrum a.d. Ruhr, Leipzig 1891.

28 Vgl. zu den Erinnerungsformen im Alten Testament Assmann, Jan: Die Katastrophe des Vergessens. Das Deuteronomium als Paradigma kultureller Mnemotechnik, in: Assmann, Aleida u. Dietrich Harth (Hg.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung, Frankfurt a.M. 1991, S. 337-355.

schine umgestellt, dann war die Personenförderung zuende, dann ging es ja wieder auf Güterförderung, und auf Güterförderung wurde ja auch schneller gefahren, klar.“<sup>29</sup>

Im direkten Sinn sollte das Klangpanorama über Tage nun nicht nur an das freudig erwartete Ende des Arbeitstages erinnern, sondern im übertragenen Sinne auch an das schicksalsträchtige Datum der allerletzten Seilfahrt. Die Planung sah vor, die Signalanlage in den Schacht zu hängen und auf das Seilfahrtssignal Stundenschläge folgen zu lassen. Nach dem Verstummen der schwer-industriellen Lautsphäre orientierten sich die Bergleute im post-industriellen Zeitalter an einem vorindustriellen Taktgeber: der Kirchturmuh, die den Schlag der Zeit in alle Richtungen gleichmäßig und unaufhörlich aussendet, um den Menschen an seine Sterblichkeit zu erinnern. Ihren Signalen kann man nicht entkommen, mit gnadenloser Pünktlichkeit gibt sie die verstreichende Zeit hörbar an.<sup>30</sup> Ein Rekurs auf christlich-abendländische Tradition liegt beim Bergmannsstand nahe. Schon früh suchte er göttlichen Beistand bei seiner gefahrvollen Arbeit. Seit Mitte der 1850er Jahre gründeten sich im Ruhrgebiet zahlreiche neue Knappenvereinigungen unter dem Schutz katholischer Geistlichkeit, später auch evangelischer Pfarrer. Noch heute gibt es kein Knappentreffen, das nicht mit einem ökumenischen Gottesdienst beginnt. Jährlich wird am 4. Dezember der Heiligen Barbara als Schutzheilige der Bergleute gedacht.<sup>31</sup>

Die mittlerweile auf dem „rückgebauten“ Zechengelände – der für Nicht-Werksangehörige jahrzehntelang „verbotenen Stadt“ – künstlich geplante und geschaffene „Neue Evinger Mitte“ erhielt in der Überlegung des Geschichts- und Kulturvereins eine Glocke mit stündlichem Schlag in der Bergbautradition. Als Überrest montan-industrieller Produktionsweise sollte sie angesichts umfassender Wandlungsprozesse den Bergbau akustisch repräsentieren,<sup>32</sup> d.h. vor- und darstellen, sowie das Leben der sich wandelnden Gemeinschaft inmitten beschleunigter Zeiten neu ausrichten. Der französische Sozialwissenschaftler Maurice Halbwachs betonte, dass sich ein kollektives Gedächtnis immer auch innerhalb eines räumlichen Rahmens bewegt: „Dem Raum, unserem Raum, in dem wir leben, den wir oft durchmessen, zu dem wir stets Zugang haben und den unsere Einbildungskraft oder unser Denken auf jeden Fall jederzeit zu rekonstruieren fähig ist, müssen wir unsere Auf-

29 Heinz Marre, Bergmann, in: Wolter-Veith, Klaus-Peter: Evinger Geschichte. Zweifacher Strukturwandel im Norden, hg. v. Evinger Geschichts- und Kulturverein e. V., Werne 2000, S. 26.

30 Vgl. Schafer (wie Anm. 22), S. 76.

31 Vgl. Heilfurth, Gerhard: Der Bergbau und seine Kultur: eine Welt zwischen Dunkel und Licht, Zürich u.a. 1981; Kroker, Evelyn: Solidarität aus Tradition: die Knappenvereine im Ruhrgebiet, München 1988.

32 Zum Begriff der Repräsentation vgl. Chartier, Roger: Au bord de la falaise. L’histoire entre certitudes et inquiétudes, Paris 1998, S. 67-86.

merksamkeit zuwenden; auf ihn muss unser Denken sich heften, wenn eine bestimmte Kategorie von Erinnerung wiederauftauchen soll.“<sup>33</sup>

Zu dem Zeitpunkt, als nicht nur Arbeitsplatz und Milieu, sondern durch das „Plattmachen“ – so Ulrich Kneisel in deftiger Ruhrgebietsprache – funktionslos gewordener Industrieanlagen und die sich anschließende planerische Neuordnung der Areale auch der bekannte Raum mit seinen Bezugsachsen und Haltepunkten endgültig zu verschwinden drohte,<sup>34</sup> entstand die Idee eines spezifischen öffentlichen Erinnerungsortes: Er sollte durch einen Klang, der sich nur in *Zeit und Raum* entfalten kann, Raum für Erinnerung besetzen. So erklärt sich auch, dass die Idee erst „Jahre nach der Zechenstilllegung“ entstand. Das Interesse an einem Ort, an den sich das Gedächtnis lagert oder in den es sich zurückziehen kann, wuchs aus der besonderen historischen Situation der umwälzenden Neuordnung von Raum, Wirtschaftsweise, Gemeinschaftsformen, Milieu. Die ehemaligen Bergleute erlebten die Planung und Überbauung der „Neuen Mitte Eving“ als einen Augenblick des Übergangs, da das Bewusstsein eines Bruchs mit der Vergangenheit einherging mit dem Gefühl des Abreißen des Gedächtnisses. Dieser Riss setzte jedoch noch so viel Energie frei, dass sich die Frage nach einer Verkörperung des Gedächtnisses stellen ließ. Den Bergleuten dämmerte schmerzhaft, dass sie einen Erinnerungsort brauchten, weil es angesichts der neuen Überbauung bald keine Gedächtnisrahmen mehr geben wird.<sup>35</sup>

Die ursprüngliche Vorstellung eines Stundenschlages ließ sich jedoch in dieser sinnenfälligen Form nicht realisieren. Während die Bundes- und Landesemissionsverordnung liturgisches Läuten gemäß der im Grundgesetz verankerten freien Religionsausübung nicht regelt, fallen Stundenschläge unter ordnungspolitische Sanktionen. Es war auch geplant, die Signalglocke in den Schacht zu hängen – d.h. ihn am Förderturm zu installieren, der als technisches Industriedenkmal erhalten wurde. Er ist heute weithin sichtbares Zeichen eines Dienstleistungszentrums. In seinen architektonischen Grundformen ist die ihn umgebende Neubebauung der Hängebank nachempfunden, also der alten Halle über dem Schacht, in der die Fördergefäße umgeschlagen wurden.

Man kann den Planern, Architektinnen und Investoren also keine Missachtung bergbaugeschichtlicher Überreste vorwerfen. Hinsichtlich der Erhaltung von visuellen/architektonischen Überresten zeigte man sich sensibel und aufgeschlossen, auch wenn die Erhaltung dieses Förderturmes vom Typ

---

33 Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis, Frankfurt a.M. 1985, S. 142.

34 Vgl. zum Zusammenhang von bewusster und unbewusster Zerstörung funktionslos gewordener Industrieareale und kultureller Mobilisierung von Vergangenheit auch Grütter, Heinrich Theodor: Bausteine der Geschichte. Die Route der Industriekultur. Industriegeschichte als kulturelles Erbe, in: Forum. Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, 2004, H. 1, S. 11-19.

35 Vgl. Nora, Pierre: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1990, S. 11.

„Hammerkopfturm“ als eine Geschichte mit eigener Dynamik zu schreiben wäre.<sup>36</sup> Heute bietet sich der originale Hammerkopfturm als identitätsstiftendes Superzeichen zur *corporate identity* des Dienstleistungsbereichs an und überragt als „Wahrzeichen“ neue Arbeitsorte. Es handelt sich dabei jedoch um – wie das Wort sagt – „stumme Zeugen“ der Industriegeschichte.

Auch ehemalige Bergleute befürworteten den Abriss des Hammerkopfturmes, sie seien jahrelang dort eingefahren, nun wolle man das Ding nicht mehr sehen, hieß es. Selbst der Fördermaschinist, der dort gearbeitet und deshalb eine besondere Beziehung zum Überrest hatte, sei bei der Diskussion um die Erhaltung hin- und hergerissen gewesen, erklärte er in einem Interview.<sup>37</sup> Dass die Transformation von Arbeitsplatz in Kulturerbe gerade bei den Betroffenen mit Emotionalität aufgeladen ist, die zunächst eher zum Vergessen als zum Erinnern drängt, zeigt sich auch an anderen Stellen des Ruhrgebiets.<sup>38</sup> Das Spannungsverhältnis von Erinnern und Vergessen wurde aber auch in Gang gehalten durch parteipolitische Loyalitäten. Die Sozialdemokratie, in Eving nach dem Zweiten Weltkrieg politisch bestimmend, popularisierte noch beeinflusst von der Planungseuphorie der 1960er Jahre ein Bild vom Strukturwandel, in dem historische Orientierung kaum Platz hatte. Überreste der montan-industriellen Produktionsweise galten als Hemmnisse beim Aufbruch in neue ökonomische Zeiten. Das heute so erfolgreiche Projekt einer Industriekultur wurde lange Zeit von eigensinnigen Einzelkämpfern voran getrieben, die in der eigenen Partei als konservative Bremser angesehen wurden.

### Alter Adel und Neue Mitte

Verschiedene Strukturentwicklungspläne für das post-industrielle Eving waren bereits gescheitert, als die nordrhein-westfälische Landesregierung 1988 die „Internationale Bauausstellung Emscher-Park“ – kurz: IBA-Emscher Park auslobte. Von dieser Bauausstellung gingen entscheidende Impulse für eine Entwicklung der Zechenflächen und Siedlungsstrukturen aus, nicht zuletzt weil hier der Zusammenhang von architektonischen, städtebaulichen, sozialen, ökologischen und kulturellen Maßnahmen als Grundlagen für den wirtschaftlichen Wandel einer alten Industrieregion betont wurde.<sup>39</sup> Die Planungsfachleute konstatierten für den Bezirk Eving einen entscheidenden städte-

36 Vgl. dazu Wolter-Veith (wie Anm. 29), S. 179-181.

37 Vgl. Klaus Berger nach Wolter-Veith (wie Anm. 29), S. 181. Klaus Berger, der ebenfalls Mitglied im Evinger Geschichts- und Kulturvereins ist, bekräftigte dies auch gegenüber der Autorin.

38 Vgl. Szydlak, Simone u. Tatjana Louis: „Ein bisschen stolz sind wir schon“. Wie Anwohner in Essen-Katernberg über ihr Weltkulturerbe Zollverein denken, in: Forum. Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, 2002, H. 1, S. 53f.

39 Vgl. Internationale Bauausstellung Emscher Park (Hg.): Das Finale IBA 99. Das Programm April bis Oktober 1999. 10 Jahre ökologische und kulturelle Erneuerung einer großen Industrieregion, Gelsenkirchen 1998.



Abb. 7: Die zentrale Evinger Kreuzung in den 1960er Jahren: Evings Mitte war die Zeche. Foto: Evinger Geschichts- und Kulturverein e.V., nach Wolter-Veith, Klaus-Peter: Evinger Geschichte. Zweifacher Strukturwandel im Norden, hg. v. Evinger Geschichts- und Kulturverein e.V., Werne 2000, S. 161.

baulichen Mangel: das Fehlen einer Ortsmitte. Individueller wie kollektiver Bezugspunkt der über 100jährigen räumlichen Entwicklung waren Zeche und Kokerei gewesen, um die sich Industrievororte lagerten, die ungeplant einen ländlichen Raum überformten.

Die Neuplanungen sahen nun vor, die eigentliche Zechenfläche mit zwei unterschiedlichen Nutzungskonzepten zu entwickeln, im Südteil sollte der „Service- und Gewerbetpark Minister Stein“ entstehen, der Nordteil des Zechengeländes sollte städteplanerisch zur „Neuen Evinger Mitte“ entwickelt werden. Die Kommunikationskultur der „IBA Emscher-Park“ sah ausdrücklich die Einbeziehung von BewohnerInnen in den Planungsprozess vor. So haben auch die Mitglieder des Evinger Geschichts- und Kulturvereins verantwortungsvoll die Möglichkeit zur Mitsprache wahrgenommen. Der Austausch mit den Planungsfachleuten und die Kreativität des IBA-Chefs Karl Ganser inspirierte sie zu der Idee, einen bergmännischen Beitrag in die Zukunftsvisionen einzubringen: Der zentripetale Laut einer authentischen Signalglocke mit Zeitangabe sollte das Leben der Gemeinschaft um die geplante neue Ortsmitte herum ausrichten und so die intendierte Schaffung eines urbanen Raumes mit eigener Klangidentität fördern.



Abb. 8: Minister Stein in den 1950er Jahren, Foto: Cramm, Tilo (Bearb.): Minister Stein, Fürst Hardenberg: die Geschichte des letzten Dortmunder Bergwerks, hg. im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Westfälisches Industriemuseum, Teil II: 1918-1987, Essen 1993, S. 112.

Bei einer Vorführung der Signalglocke, bei der Vertreter der Bezirksvertretung, des City-Marketings, des Geschichts- und Kulturvereins und der Grubenwehrkameradschaft zugegen waren, winkte der Investor des Dienstleistungszentrum unter dem Hammerkopfturm ab: Er verweigerte eine Einwilligung zur Anbringung. Es sollten doch auf keinen Fall angeworbene wie potentielle Mieter durch die Lärmbelästigung abgeschreckt werden!

„Hundert Jahre lang hat man jetzt dieses Signal gehört, also es ist nicht so, dass es einen aus dem Bett haut oder was. Ich empfinde das wenigstens nicht so ... Wir haben uns immer darüber aufgeregt, dass es so etwas gibt: Das man das verbietet. Wir haben alles Mögliche dafür getan zu überzeugen, dass es nicht so schlimm ist mit der Lärmbelästigung. Die Bewohner hier haben das ja zig Jahre über sich ergehen lassen müssen. Also – wir wollten das durchsetzen. Wir haben uns mit allem Möglichen gewehrt, wir wollten das durchsetzen! Für viele Menschen ist das ein Ton, den sie nicht kennen. Und alles was neu ist, ist für die einfach Lärm.“<sup>40</sup> Im Interview räumte Ulrich Kneisel rückblickend ein, dass die Vorführung vielleicht unklug in einer „un-

40 Ulrich Kneisel im Interview.

günstigen räumlichen Situation“ vorgenommen wurde, in einem Hinterhof, in dem es hallte. Dem Evinger Geschichts- und Kulturverein war es bis dahin scheinbar gar nicht in den Sinn gekommen, dass der originale Signalton auf Menschen mit anderen sozialen Herkünften als inszenierter Lärm abgelehnt werden könnte. Sonst hätten sie die Vorführung strategisch besser geplant. Erst langsam entstand bei ihnen ein Bewusstsein für unterschiedliche Gefühlskulturen im Umgang mit dem Auditiven.

Zur Konfliktvermeidung, aber auch, um in dem subjektiven, differierenden Wahrnehmungs- und Wertungsfeld zwischen Klang und Krach mit „objektiven“, wissenschaftlich profunden Argumenten aufwarten zu können, wurde das städtische Umweltamt gebeten, Lärmpegelmessungen durchzuführen. Für Herrn Müller vom Umweltamt lag der Geräuschpegel zu unterschiedlichen Tageszeiten seinem Protokoll gemäß weit unter einer signifikanten Marke: Zu laut war der Verkehrslärm am Tage, die Orientierungslaute der Signalglocke spielten für ihn klangökologisch keine Rolle.<sup>41</sup> Die Lärmpegelmessungen des Umweltamtes beruhten auf der „Technischen Anleitung zum Schutz gegen Lärm“, die als bundesrechtliche Konkretisierung in Hinblick auf den Lärmschutz seit Mitte der 1960er Jahre diskutiert und auf Grundlage der Gewerbeordnung 1968 festgeschrieben wurde.<sup>42</sup> Die Entstehung und Praxis dieser Schutzverordnung zeigt ebenfalls, wie sich die Wahrnehmungs- und Einschätzungssysteme gegenüber dem Auditiven im gesellschaftlichen Transformationsprozess von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft wandelten.

Der Geschichts- und Kulturverein verabschiedete sich vom Stundenschlag und war bereit dazu, die Glocke nur noch drei Mal täglich schlagen zu lassen – um 8, um 12 und um 18 Uhr,<sup>43</sup> gleichsam eine profane Form der alten kanonischen Stunden: Um 8 Uhr seien die Schreibtischarbeiter, die mittlerweile in dem neuen Dienstleistungszentrum residierten, selten schon da, um 12 Uhr würde ihre Mittagszeit angekündigt und um 18 Uhr seien sie schon auf dem Heimweg. Im Interview mit Herrn Kneisel klang unüberhörbar ein Ressentiment gegenüber Intellektuellen und Schreibtischarbeitern mit, die nun die Erinnerung an 700-Jahre Dortmunder Bergbau zu verunmöglichen schienen.

Es kam auch ein neuer Anbringungsort ins Gespräch: die ehemalige Kaue von *Minister Stein*. In dieser Waschkaue befindet sich heute eine der angesagtesten Diskotheken des Ruhrgebiets, die „Prisma-Erlebniswelt“. Das Szene-Magazin „Prinz“ schrieb im Februar 2002 über sie: „Die beste Location

---

41 Protokoll der Messungen im Umweltamt Dortmund, Abteilung Emissionsschutz.

42 Vgl. Bundesanzeiger Nr. 137, 16. Juli 1968.

43 Die Uhrzeiten wurden auch im Schreiben des Instituts für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen als Mieter im Dienstleistungszentrum genannt. Vgl. Schreiben vom 22.03.2002 an die Bezirksverwaltungsstellenleiterin Dorothee Lindemann-Güthe.



Abb. 9: Die Platzierung der Signalglocke an der Außenmauer der ehemaligen Kaeue (vor Anbringung der Tafel). Foto: Uta C. Schmidt.

für Black-Music-Fans im Revier“. Der Diskothekenbetreiber Tempelmann war vom akustischen Denkmal angetan, er erlaubte die Anbringung und liefert den Strom für die Betreibung der Zeitschaltuhr unter der Auflage, dass die Uhr auch um 21 Uhr schlägt, dem Beginn der Disko. Jetzt klingt die Signalglocke von der ehemaligen Schwarzkaue herunter sehr unpoetisch über eine große Parkplatzfläche, die nächste Wohnbebauung ist mehr als 200 Meter entfernt, dazwischen liegt eine Straßenbahntrasse auf der Evinger Strasse, auch heute noch die Hauptverkehrsader. Das akustische Denkmal strahlt parallel zum neu errichteten Dienstleistungszentrum, durch die Deutsche Straße, Parkplatz- und Freiflächen getrennt.

Dass der Diskurs um das akustische Denkmal auf etwas anderes verweist, zeigt folgendes: Die Glocke wurde anfangs zur Sommerzeit nicht umgestellt. Sie schlug nun um 9, 13, 19 und 22 Uhr, also tagsüber zu den Zeiten, in denen an Schreibtischen gearbeitet wird und die Mittagspause beendet ist. Es kam keine Kritik! Der Taktgeber wurde gar nicht mehr wahrgenommen. Er hat sich klangökologisch in sein Umfeld eingepasst. Wahrnehmungspsychologisch gehört er zu jenen Klangwellen, die den Grund bilden, von dem aus nur noch außergewöhnliche Klangfiguren wahrgenommen werden. Viel Lärm um Nichts?

Nach anfänglichem Zögern unterstützte der Hauptmieter des Dienstleistungszentrums, das Institut für Landes- und Stadtentwicklung des Landes

Nordrhein-Westfalen, ausdrücklich das akustische Denkmal „in der Form der authentischen Schachtsignalanlage“ und seine Anbringung am Schacht.<sup>44</sup> Die Fachleute der Stadt- und Raumplanung hatten die identitätsstiftende Kraft des akustischen Erinnerungsortes erkannt. In der grundsätzlichen Ablehnung des Investors äußerte sich jedoch ein anderes Wertungssystem gegenüber der Lautsphäre: Wenn man es verhindern kann, unterbindet man zusätzliche Lautbelästigungen, die als „Lärm“ qualifiziert werden, ohne Rücksicht auf die kulturelle Bedeutung von Tönen und Geräuschen als Erinnerungsort. Diese Haltung war den Bergleuten fremd, schließlich hatte man hundert Jahre lang dieses Signal gehört, es hatte die innere wie äußere Topographie ihrer Erfahrungswelt durchdrungen. Und niemand hatte sich bislang darüber beschwert.

Es manifestierte sich in der gewandelten Gefühlskultur gegenüber dem Auditiven auch eine Machtfrage.<sup>45</sup> Hier zeigte sich, wer heute die „Neuen Herren“ sind in der „Neuen Evinger Mitte“. Die Verbindung von „heiligem Lärm“ und Macht ist in der Vorstellung der Menschen niemals wirklich unterbrochen worden.<sup>46</sup> Sollten diejenigen mit aktueller wirtschaftlicher Potenz ihre Definitionsmacht über Klang und Krach aus der Hand geben?

Gefühlskulturen wie Erinnerungssysteme bewegen sich in gesellschaftlichen Rahmen, die vom Milieu, von der sozialen Gruppierung, in der man lebt, produziert werden. Zwischen dem „schwarzen Adel“, also den deutschen Facharbeitern auf Zeche, Kokerei oder im Stahlwerk, und dem neuen Ruhrgebietspezifischen Ausbildungsbürgertum (Ulrich Borsdorf), das das Dienstleistungszentren plant, finanziert oder darin arbeitet, gibt es kaum noch Berührungen: „Wenn eine menschliche Gruppe lange an einem ihren Gewohnheiten angepassten Ort lebt, richten sich nicht nur ihre Bewegungen, sondern richtet sich auch ihr Denken nach der Folge der materiellen Bilder, die ihr die äußeren Gegenstände darbieten.“<sup>47</sup> Die heutigen *Dienstleister* sehen den Ort nicht als das, was die ehemaligen *Bergleute* auf Minister Stein damit verbinden. Es ist nicht ihr „Ort“, so, wie er das Leben

44 Vgl. Schreiben vom 22.03.2002 an die Bezirksverwaltungsstellenleiterin Dorothee Lindemann-Güthe.

45 Vgl. Portelli, Alessandro: Geteilte Welt. Laute und Räume im kulturellen Übergang, in: Niethammer, Lutz u. Alexander von Plato (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 3, Berlin, Bonn 1985, S. 220-230.

46 In der Definition des Klangforschers Murray Schafer: „Unter heiligem Lärm verstehen wir jedoch hervorstechenden Laut (Lärm), der außerhalb des Wirkungsbereiches gesellschaftlicher Verbote steht. Ursprünglich bezog sich heiliger Lärm auf Naturphänomene wie Donner, Vulkanausbrüche, Stürme usw., da man glaubte, es handele sich hierbei um göttliche Kämpfe oder um den Ausdruck göttlicher Unzufriedenheit mit den Menschen. Analog dazu beschreibt dieser Ausdruck gesellschaftlichen Lärm, der, zumindest in bestimmten Zeitabschnitten, der Aufmerksamkeit der Lärmbekämpfungsgesetzgeber entgegen ist, zum Beispiel Kirchenglockenlärm, Industrielärm, Lärm elektronisch verstärkter Popmusik, in: Schafer (wie Anm. 22), S. 315, auch S. 104.

47 Halbwachs (wie Anm. 33), S. 134.

des Bergmanns bestimmte. Bergmannstradition ist allenfalls etwas Exotisches, Nostalgisches. Man spricht nicht dieselbe Sprache und teilt kaum gemeinsame Erfahrungen. Was sich den Einen körperlich eingeschrieben hat, bleibt den Anderen äußerlich: Hier ist es Körpergedächtnis, dort Kulisse. Gleichwohl gelten gerade Teile dieser neuen, ruhrgebietspezifischen Bildungsschicht auch als die stärksten Verbündeten bei der Erinnerungsarbeit. Sie verlangen nach kultureller Vielfalt, nach Angebotsfülle, nach bewussten und reflektierten historischen Orientierungen und unterstützen deshalb die geschichtskulturellen Initiativen, die von zahlreichen Geschichtsvereinen wie dem in Dortmund Eving ausgehen.<sup>48</sup>

Mit der im Klang des Orientierungstons entfalteten zeitlichen wie räumlichen Dimension der Denkmalsetzung in der „Neuen Evinger Mitte“ zeigt sich eine Konzeption von Geschichte, die das Erinnern der Vergangenheit als Bestandteil gegenwärtiger Orientierung und zukünftiger Perspektiven pflegt. Ulrich Borsdorf hat dies eine „Befassung mit Geschichte“ genannt, „die nicht antiquarisch-nostalgisch ist, sondern unter dem kritischen Blickwinkel der vergehenden, sich wandelnden Gegenwart neue gedankliche Energien freisetzt.“<sup>49</sup>

Dem neuen ruhrgebietspezifischen Ausbildungsbürgertum ohne Verbindungslinien zum „Schwarzen Adel“ helfen Events der Industriekultur, um sich der akustischen Gewalt der Montanindustrie zu nähern. Die jährlich stattfindende „Extraschicht“, mit Geldern vom Kommunalverband Ruhrgebiet und vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe durchgeführt, lässt dank Aufnahmetechnik und klangreiner Beschallungsanlagen Zechenloren quiet-schen, Kokereien zischen und schlagen, Walzstraßen mahlen und Hochöfen blubbern.<sup>50</sup> Das Studio Akustische Kunst des Westdeutschen Rundfunks vergegenwärtigte in seiner Metropolis-Reihe künstlerisch verdichtet das Klangpanorama des montan-industriellen Ruhrgebiets.<sup>51</sup> Das Essener Ruhrland-Museum beginnt, aufgezeichnete Töne einer verklingenden Industrielandschaft – O-Töne der Industrialisierung – in seine Sammlungsbestände und Ausstellungskonzeptionen zu inkorporieren. Vielleicht bietet sich momen-

48 Zur Bedeutung einer neuen Bildungsschicht für das Geschichtsbewusstsein und die Suche nach geschichtlich begründeten Besonderheiten als Alleinstellungsmerkmal der Stadtregion Ruhrgebiet vgl. Tenfelde, Klaus: Neue Mitte, neues Selbstbewusstsein, in: Willamowski, Gerd, Nellen, Dieter u. Manfred Bourrée (Hg.): Ruhrstadt. Die andere Metropole, Essen 2000, S. 16-20.

49 Borsdorf, Ulrich: Grundsätze eines Plädoyers für ein RuhrMuseum auf „Zollverein“, in: Forum. Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur 2002, H. 1, S. 49-51, hier S. 51.

50 Vgl. exemplarisch Extraschicht 2002, Installation auf der Kokerei Hansa, Dortmund-Huckarde; vgl. auch [www.extraschicht.de](http://www.extraschicht.de).

51 Vgl. Einmal Herne und zurück. Klanglandschaft Ruhrgebiet, eine Komposition von Richard Ortman unter Mitarbeit von Raimund Fleiter und Ralf R. Wassermann, eine Aufnahme des Westdeutschen Rundfunks, Köln, Studio Akustische Kunst unter der Leitung von Klaus Schöning, Erstsending: 11.4.1995, 21 Uhr, WDR 3, 40:57.

tan auf der einen Seite die künstlerische Inszenierung, um angesichts einer postindustriellen Lautsphäre mit ihren spezifischen Gefühlskulturen gegenüber dem Auditiven für die akustischen Dimensionen der montan-industriellen Vergangenheit und ihrer Erinnerungspotentiale zu sensibilisieren.

Auf der anderen Seite positionierte sich der Evinger Kultur- und Geschichtsverein sehr selbstbewusst in der Tradition des Bergmannsstandes und mit Hilfe der Bezirksvertretung. Mit der Idee des akustischen Denkmals veröffentlichten sie einen Geheimcode, eine sinnliche Erfahrung, die lange Zeit nur ihnen als Bergleuten zu eigen sein konnte, und boten Gesprächsstoff, zuerst für Frauen, Kinder und Enkel, die Menschen ihrer näheren Umgebung. Sie machten eine Sach- wie eine Klangüberlieferung für die Nachwelt dingfest, versahen den gewandelten Industrieraum mit einer eigenen Klangidentität, schufen einen akustischen Erinnerungsort. Die Konflikte um ihren „Glockenklang“ erinnern an jene Auseinandersetzungen, die im nachrevolutionären und protoindustriellen Frankreich um den Klang der Kirchenglocken geführt wurden. Der Historiker Alain Corbin hat beschrieben, wie sich in den unterschiedlichen Einschätzungssystemen gegenüber dem Glockenklang Konflikte zwischen kirchlicher Autorität und Staatsgewalt, zwischen zentralistischer Reglementierung und den Bedürfnissen der lokalen Bevölkerungsgruppen, zwischen Städtern und Landbewohnern ausdrückten. Für ihn repräsentierte der Kampf um Klangtraditionen den Strukturwandel hin zum industriellen Frankreich.<sup>52</sup>

Mit der im Klang des Orientierungstons entfalteten zeitlichen wie räumlichen Dimension der Denkmalsetzung in der „Neuen Evinger Mitte“ artikulieren die Evinger Bergleute eine Konzeption von Geschichte, die das Erinnern der Vergangenheit als Bestandteil gegenwärtiger Orientierung und zukünftiger Perspektiven pflegt. Die Evinger Geschichtsinitiative schuf mit der akustischen Dimension ihres Denkmals ein Monument, das in all den zur Kulisse geronnenen architektonischen Zeugen der Industrialisierung mit Eigensinn *Zeit und Raum* behauptet. Die Zeit ist nach dem Verlust von Arbeitsplatz und der Erosion ihres Milieus endlich einmal im doppelten Sinne auf ihrer Seite: Einmal, weil sie mit ihrem akustischen Signal Zeit deuten und bemessen; dann, weil sie nach problemloser Inbetriebnahme ohne Eile auf eine Verschiebung der Toleranzschwellen gegenüber einem *akustischen Erinnerungsort* warten und hoffen können.

Anschrift der Verfasserin: Dr. Uta C. Schmidt, Buddenacker 9, 44309 Dortmund, Email: utac.schmidt@t-online.de.

---

52 Vgl. Corbin, Alain: Die Sprache der Glocken, Frankfurt a.M. 1995.

## Impressum

Herausgeber: Verein Deutscher Ingenieure (VDI)

### *Wissenschaftliche Leitung:*

Gerhard Dohrn-van Rossum  
Friedrich Klemm (1965–1975)  
Wolfgang König (1987–2003)  
Karl-Heinz Ludwig (1976–1997)  
Conrad Matschoß (1909–1941)  
Kurt Mauel (1974–1994)

Reinhold Reith  
Wilhelm Treue (1965–1992)  
Ulrich Troitzsch (1976–2000)  
Adam Wandruszka (1965–1969)  
Ulrich Wengenroth  
Karin Zachmann

*Redaktion:* Dr. Astrid Schürmann, Katharina Zeitz M.A.

Die Zeitschrift **TECHNIKGESCHICHTE** schließt nach einem Registerband 31 (1965) mit dem Band 32 an das Jahrbuch Technikgeschichte, Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie, Bd. 1 bis 30 (1909 bis 1941), an.

**TECHNIKGESCHICHTE** veröffentlicht Beiträge über die geschichtliche Entwicklung der Technik in ihren wissenschaftlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Zusammenhängen. Die Aufsätze dieser Zeitschrift werden begutachtet (refereed journal).

### *Anschrift der Redaktion:*

Katharina Zeitz M.A., Technische Universität Berlin, TEL 12-1  
Ernst-Reuter-Platz 7, D-10587 Berlin  
Tel. 030 / 31 42 40 85  
Fax 030 / 31 42 59 62  
E-Mail [Technikgeschichte@TU-Berlin.de](mailto:Technikgeschichte@TU-Berlin.de)

### *Anschrift des Verlags:*

edition sigma e.Kfm.  
Karl-Marx-Str. 17, D-12043 Berlin  
Tel. 030 / 623 23 63  
Fax 030 / 623 93 93  
E-Mail [verlag@edition-sigma.de](mailto:verlag@edition-sigma.de)

### *Hinweise für Autor/inn/en:*

Beachten Sie bitte die Hinweise für die Manuskripteinreichung in diesem Heft. Die Zusendung von Büchern zur Rezension an die Redaktionsanschrift ist willkommen, Rezensionsexemplare können jedoch nicht zurückgesandt werden.

*Anzeigenverwaltung:* edition sigma (Anschrift siehe oben). Zurzeit gilt Anzeigentarif 1/2005

*Druck:* Rosch-Buch GmbH, Scheßlitz  
Gedruckt auf umweltfreundlichem, alterungsbeständigem Papier.  
Printed in Germany. ISSN 0040-117X

TECHNIKGESCHICHTE im Internet:  
[www.edition-sigma.de/TG](http://www.edition-sigma.de/TG)

### *Bezugsbedingungen:*

Jahresabonnement (4 Hefte): 78,00 Euro; für Studierende\*: 46,80 Euro. – Einzelheft: 21,50 Euro. – Vorzugspreis\* für Mitglieder des Vereins Deutscher Ingenieure, der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik und der Georg-Agricola-Gesellschaft: Jahresabo 70,20 Euro, Einzelheft 19,50 Euro. – Sonderpreise\* für Mitglieder der Gesellschaft für Technikgeschichte: siehe [www.edition-sigma.de/TG](http://www.edition-sigma.de/TG). (\* Studien- bzw. Mitgliedschaftsnachweis erforderlich.)

Alle Preisangaben: zuzügl. Versandkosten ab Verlagsort; einschl. gesetzl. Mehrwertsteuer.

Abonnements verlängern sich um jeweils ein Jahr, es sei denn, sie werden spätestens sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums schriftlich beim Verlag gekündigt. – Die zur Verwaltung von Abonnements erforderlichen Daten werden beim Verlag unter Beachtung der Vorschriften des Bundesdatenschutzgesetzes elektronisch gespeichert.

*Copyright:* edition sigma e.Kfm.

Alle in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Kein Teil dieser Zeitschrift darf außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags reproduziert, übersetzt oder verbreitet werden.